Der Schein trügt, die Wahrheit siegt!

Eine Erzählung von Franz Hoffmann.

(Schluß.)

„Von meiner guten verstorbenen Pflegemutter," erwiederte Ulrich ein wenig befremdet. Sie gab es mir noch kurz vor ihrem Tode und erzählte mir dabei, auf welche Weise ich als Kind von drei oder vier Jahren in ihre Hände gelangt sei. Das Bild und meine damalige Kleidung war Alles, was man bei mir fand."

„Und diese Kleidung, Ulrich? Hast Du sie noch im Besitz?"

„Gewiß!" erwiederte Ulrich. „Man muß sie in dem alten Koffer finden, den ich in Herrn Schleicher's Hause zurück gelassen habe. Sie ist von braunem Sammt mit silbernen Schnüren, und besteht aus einem Kittel mit Höschen."

„Junge, an mein Herz!" rief der alte Herr Breitenbach und schloß Ulrich in seine Arme. „Wahrlich, es kann nicht anders sein — du bist es — bist der Sohn meiner schmerzlich geliebten, lange beweinten Tochter — du bist mein leiblicher Enkel, und die Vorsehung rettete Dich, während wir Alle dich von den Hufen der Pferde auf dem Schlachtfelde zertreten, von den Rädern der Kanonen zermalmt glaubten. O, meine gute Tochter, meine theuere Henriette, warum durftest du diese Stunde nicht erleben?"

„Sie blickt vom Himmel auf uns herab!" sagte der alte Martin. „Die Verklärte freut sich gewiß nicht minder, als wir, denn ihre Freude ist ja eine himmlische Freude!"

Ulrich stand überrascht und betäubt, aber auch unbeschreiblich glücklich da. So hat er denn endlich ein edles Herz gefunden, das ihm durch die Bande der Blutsverwandtschaft angehörte, und dieses Herz schlug in der Brust des Mannes, den er vor allen anderen am meisten liebte und ehrte, der ihm seit langer Zeit ein Vater gewesen war.

„Dacht' ich's doch gleich, als ich das Bild erblickte!" sagte der glückliche alte Martin. „Sehn Sie wohl, Herr Breitenbach, nun ist es doch gut, daß uns die — Spitzbuben ein wenig Kummer gemacht haben, denn ohne ihre Ränke und Schwänke wären wir vielleicht noch lange um einander herum gelaufen, und Keiner hätte gewußt und erfahren was wir so eigentlich für einen Schatz an unserem lieben jungen Herrn besitzen. Da sieht man doch recht, wie der liebe Gott die Pläne der Bösen und ihr schlimmes Trachten zum Guten lenken kann. Aber vor allen Dingen müssen wir nun erst die Kleider herbeischaffen, die Sie damals der Großvater seinem kleinen Neffen zum Geburtstage schenkte. Wo liegen sie, Herr Ulrich?"

Ulrich beschrieb es ganz genau und gab dem treuen Diener den Schlüssel zum Koffer hin, mit welchem derselbe sogleich nach der Stadt eilte. Während er fort war, erzählte Herr Breitenbach seinem Enkel, auf welche Weise es gekommen war, daß man ihn als Kind verloren hatte. Die Geschichte war kurz folgende. Herr Ulrich Löwenhaupt, der Vater unseres Ulrich, war in Handelsgeschäften nach Dresden gereist. Sein Aufenthalt dort verzögerte sich, und, da zu jener Zeit Hamburg nicht grade der sicherste Aufenthalt schien, weil es hieß, daß man es belagern und die Franzosen mit Kanonen daraus vertreiben wollte, so schrieb er an den Schwiegervater, daß dieser ihm doch seine Frau und seinen Knaben nach Dresden schicken möge. Dies geschah. Der alte Martin begleitete Mutter und Kind, und glücklich kamen alle in Dresden an; worauf Martin nach Hamburg zu seinem Herrn zurückkehrte. Etwa ein halbes Jahr später verließ auch Herr Löwenhaupt die sächsische Hauptstadt, indem sich das Gerücht verbreitete, daß die Kriegswoge die Richtung dahin nehmen werde. Das Unglück wollte es, daß die Flüchtlinge, anstatt dem Kriegsgetümmel auszuweichen, mitten hinein geriethen. Zum Unglück hatte Herr Löwenhaupt versäumt, sich mit einem französischen Passe zu versehen, indem er nicht entfernt geglaubt, daß er dem Kriegsheere der Franzosen in den Weg kommen würde. Man hielt ihn auf, und er mußte in seinem Wagen mit Weib und Kind der Armee einige Tage folgen. Es kam zu dem Gefecht, dessen wir am Anfang unserer Geschichte schon erwähnten. In dem Getümmel desselben suchte Herr Löwenhaupt zu entfliehen. Aber eine Kanonenkugel tödtete ein Pferd vor dem Wagen, und eine Flintenkugel verwundete ihn selbst so schwer, daß er ohnmächtig zusammensank. Das andere, noch unverwundete Pferd riß den Wagen verwildert ein paar Schritt vorwärts, kam einem Graben zu nahe, und der Wagen stürzte um. Rings umher wogte das Getümmel der Schlacht. Herr Löwenhaupt verblutete an seiner Wunde! seine Gattin lag ohnmächtig neben ihm, und der kleine Ulrich — wenigstens mußte man dies vermuthen — lief schreiend davon, um Hülfe herbei zu rufen. Was mit ihm geschah, wohin er gekommen, ob er getödtet oder noch am Leben war — Niemand wußte es. Als die unglückliche Mutter aus ihrer Ohnmacht erwachte, war der Knabe verschwunden, und ihr Gatte lag besinnungslos neben ihr. Sie selbst hatte beim Umstürzen des Wagens, wie sie nun entdeckte, da sie ihrem Gatten zu Hülfe eilen wollte, den Arm zerbrochen. Schrecken, Furcht, Angst, Verzweiflung um das verlorene Kind überwältigten sie. Sie sank von Neuem in Ohnmacht, und als sie jetzt wieder daraus erwachte, sah sie sich in einer niederen Bauershütte, verpflegt von armen Landleuten, welche sie auf dem Schlachtfelde gefunden und sich mitleidig ihrer angenommen hatten. Ihr Gatte war mittlerweile gestorben und schon begraben, denn sie hatte fünf ganze Tage ohne Besinnung gelegen. Von dem Knaben keine Spur, und vor der Hand auch keine Möglichkeit, eine solche zu finden. Die unglückliche Mutter zerfloß in Thränen. Auf ihre Bitte schrieb der Pfarrer des Orts an ihren Vater nach Hamburg, welcher auch sofort abreiste, um seiner armen Tochter Hülfe oder doch wenigstens Trost zu bringen. Jetzt wurden die sorgfältigsten Nachforschungen angestellt. Aber Alles war vergebens. Niemand wußte von dem Knaben, Niemand wollte ihn gesehen oder von ihm gehört haben. Viele Wochen hindurch verweilte Herr Breitenbach in dem Dorfe, in der Hoffnung, doch wenigstens eine Spur des verlorenen aufzufinden. Endlich aber mußten sie unverrichteter Sache nach Hamburg zurückkehren und sich mit dem kummervollsten Troste begnügen, daß der liebe Gott den Kleinen zu sich genommen habe. Daß er in Hamburg — lebend, gesund und selbst in guten Verhältnissen — sein könnte, das fiel natürlich weder der Mutter noch dem Großvater ein. So wurden denn auch in Hamburg selbst keine Nachfragen gehalten, obgleich Herr Breitenbach in der Umgebung des Schlachtfeldes unaufhörlich nach dem Kleinen forschen und suchen ließ. Dort ließ sich nun nach wie vor keine Spur auffinden, und so kam es denn, daß nach einigen Jahren die Mutter Ulrich's starb, ohne ihren heißgeliebten, schmerzlich beweinten Sohn wiedergesehen zu haben, obgleich er vielleicht kaum ein paar tausend Schritte von ihr entfernt lebte. Erst die Verfolgungen Ulrich's von Seiten seiner Feinde mußten aufklären, was die liebevollsten Bemühungen nicht zu entdecken vermocht hatten, und so sprach denn Ulrich, als der Großvater ihm alle diese Umstände mitgetheilt hatte, aus vollem Herzen: „Wahrlich, wahrlich, sie gedachten es böse mit mir zu machen. Sie wollten mir das Herz meines Wohlthäters entfremden, und siehe, sie gaben mir das Herz eines Vaters! O, großer Gott, wie wunderbar sind oft deine Wege, und wie herrlich führest du Alles hinaus zu deinem Preis und Ruhm, und zum Glücke derer, die Gnade gefunden haben vor deinem Angesichte!"

Gerührt und tief erschüttert schloß Ulrich den geliebten Ulrich in seine Arme und weinte dem Andenken der seligen Mutter eine heilige Thräne. Herr Breitenbach aber tröstete ihn, indem er sagte: „Weine nicht, mein Sohn, sondern blicke auf zu dem, der Alles wohl macht nach seiner Weisheit. Er nahm deine Mutter — aber er ließ dich auch einen Vater finden, der dir aus vollem, zärtlichem Herzen die verlorene mütterliche Liebe zu ersetzen suchen will. Was Gott thut, mein Sohn, das ist wohlgethan! Ihm sei Preis und Lob und Hosianna dargebracht als ein Weihopfer unserer dankbaren Herzen!"

Nach einigen Stunden kam der alte Martin aus der Stadt zurück und brachte die Kleider, welche der Großvater auf den ersten Blick für die seines damals noch kleinen Enkels erkannte. Wenn es noch einer Bestätigung bedurft hätte, daß Ulrich auch wirklich der verlorene Knabe sei, so war sie hiemit vollständig und unwiderlegbar gegeben. Martin freute sich dessen, wie die Anderen. Dann aber sprach er: „Lieber Herr, noch eine Nachricht muß ich Ihnen verkündigen, die Sie freilich wohl kaum überraschen wird. Ihr Neffe ist in der vergangenen Nacht aus Hamburg entflohen und hat den ganzen baaren Bestand der Handlungskasse mitgenommen."

Herr Breitenbach wiegte ernst, aber nicht zürnend sein Haupt. „Sein böses Gewissen treibt ihn von hinnen!" sagte er. „Es ist mir lieb, daß er aus eigenem Antriebe gegangen ist, denn nach dem, was er gethan, konnte er ja doch nie meine Verzeihung erlangen. Die Geldsummen, die er mir entwendet, schenke ich ihm. Damit ist das Glück, einen geliebten Sohn gefunden zu haben, nicht zu theuer bezahlt. Möge er sich bessern, der Unglückliche — möge er zu der Einsicht gelangen, daß alles Scheinwesen trügerisch ist, daß nichts in der Welt zu wahrem Glücke und ächter Seligkeit führen kann, als Wahrhaftigkeit und Treue des Gemüths! Schein trügt — Wahrheit siegt — auch über alle Unglücksfälle und alles Mißgeschick auf dieser Erde. Das haben wir erfahren, und darum danken wir Gott aus der Fülle unserer Gemüther! — Er, der barmherzige und gütige Vater, hat uns Alle um ein treues und gutes Herz reicher gemacht! — Welcher Reichthum aber kommt diesem gleich?"

Ein unheimlicher Reisegefährthe.

Wir waren allein im Coupe.

Ein einschläferndes Halbdunkel herrschte in demselben, da der als Schirm dienende grüne Vorhang über die Lampe gezogen war und ihr grelles Licht dämpfte.

Mir gegenüber lag mein Reisegefährte.

Er hatte die Seitenlehne des Sitzes zurückgeschlagen, sich der Länge nach auf diesem ausgestreckt, eine kleine Reisetasche als Kopfkissen untergeschoben, hatte sich dann in seinen Plaid gehüllt, und schien die vier Stunden, die wir noch von Wien entfernt waren, in den Armen des Traumgottes verbringen zu wollen.

Mich floh der Schlaf. Erwartung und Sehnsucht regten mich auf und hielten mich wach, denn in Wien erwartete mich meine Braut. In drei Tagen sollten wir die Hochzeit feiern.

Meine Gedanken eilten dem Zug voran, in die schöne, heitere Residenzstadt an der „blauen Donau," in das Haus der Eltern meiner Braut.

Nur von Zeit zu Zeit zufällig, streifte mein Blick meinen, mir unbekannten Reisegefährten.

Ich weiß nicht wie es kam, daß allmälig meine Gedanken ganz von dem mir bevorstehenden Wiedersehen mit meiner Braut abgelenkt wurden, und ich mich mit dem Mann zu beschäftigen begann, der in anscheinend tiefem, wenn auch unruhigem Schlaf mir gegenüberlag.

Es war ein großer, schlank gebauter Mann mit blassem Gesicht, so blaß wie eine Wachsmaske oder fast so wie das Gesicht eines Todten. Für einen Todten hätte man ihn auch halten können, wie er so dalag, wenn nicht das heftige Wogen seiner Brust und die schweren Athemzüge verrathen hätten, daß er nur schlafe.

Ein schwerer Traum mußte ihn ängstigen. Trotzdem die Temperatur im Wagon — es war am Ende September — auf einen ziemlich niedrigen Thermometergrad hindeutete, standen dicke Schweißtropfen auf seiner Stirne. Er ächzte tief wie Einer, der sich vergebens einem beengenden Druck zu entwinden sucht, und warf sich auf seinem improvisirten Lager hin und her.

Ich überlegte, ob es nicht gut wäre, ihn zu wecken; den Traum zu unterbrechen, der ihn beängstigte.

Doch noch bevor ich zu einem Entschluß kam, erwachte er.

Er erwachte mit einem aus tiefer, beklemmter Brust hervorgestoßenem Schrei, und richtete sich so ungestüm auf, daß er das Gleichgewicht verloren hätte und vom Sitz herabgefallen wäre, wenn ich ihn nicht auffing und ihn unterstützte.

Einen Augenblick starrte er wie geistesabwesend vor sich hin. Er schien seine Gedanken zu sammeln, sich zu besinnen, wo er war.

Dann fuhr er mit der Hand über die schweißbedeckte Stirne, strich das Haar zurück und blickte mich verwundert und fragend an.

Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, mein Herr, begann er, wenn ich Sie gestört habe.

Nicht im Geringsten! erwiderte ich. Ich schlief nicht, und Sie haben mich daher auch nicht gestört .... Fühlen Sie sich nicht wohl? fügte ich hinzu, da ich nun, weil er aufrecht vor mir saß, seine verstörten Mienen erst deutlich sehen konnte.

Unwohl erwiderte er. Nein ... und doch ...

Wir wollen ein Fenster öffnen, sagte ich. Die kühle Nachtluft wird Ihnen wohl thun.

Ich öffnete ein Fenster.

Der frische Luftzug wirkte augenscheinlich belebend auf den Fremden. Wenige Minuten später war er völlig munter, wenn auch die bleiche Farbe seiner Wangen dieselbe geblieben war.

Er warf einen kurzen, forschenden Blick auf mich; dann begann er:

Sie werden mein Benehmen etwas auffallend finden, und ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Wenn Sie nicht vorziehen zu schlafen, will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, welche Ihnen die Aufregung, die Sie an mir zu beobachten Gelegenheit hatten, erklären wird .... eine sehr interessante Geschichte, die aber — er sah mich wieder scharf an — nicht für Leute mit schwachen Nerven bestimmt ist.

Ich versicherte, daß es mich freuen würde, den Rest der Fahrt durch seine Erzählung angenehm verkürzt zu sehen, und bat ihn, zu beginnen.

Er zündete eine Cigarre an, hüllte sich fester in seinen Plaid, lehnte sich behaglich in eine Ecke zurück und begann zu erzählen.

Meiner Aussprache nach, hob er an, werden Sie mich für keinen Franzosen halten. Und doch gehöre ich einer der ältesten Familien Frankreichs an. Mein Name ist Victor de Lorne.

Ich verneigte mich leicht, und der Fremde fuhr nach einigen raschen Zügen aus seiner Cigarre also fort:

Wenn ich die deutsche Sprache eben so geläufig spreche wie die französische, so verdanke ich dies dem Umstand, daß mein Vater sich unter jenen Franzosen befand, die vor dem Schrecken der Revolution in Deutschland eine Zuflucht gefunden. Er heirathete dort die Tochter eines westphälischen Barons, und meine Mutter, welche auch nach unser Rückkehr nach Frankreich dem Lande, in dem sie geboren war, ein treues Angedenken bewahrte und sich stets mit Stolz als deutsche fühlte, hat mich die Sprache gelehrt, die ich noch heute vollständig beherrsche.

Er machte eine Pause; da ich aber nichts erwiederte, fuhr er fort:

Ich mußte dies vorausschicken, um Sie mit meiner Person bekannt zu machen. Die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, spielt im Jahre 1788 und ist so sonderbar, daß ich Sie bitten muß, mich nicht für einen Schwärmer und Phantasten zu halten, wenn Ihnen Manches nicht glaubwürdig erscheinen sollte.

Er stieß den Rauch seiner Cigarre heftig von sich, beugte sich rasch zu mir hinüber und fragte, indem er mich mit seinen schwarzen Augen starr ansah:

Glauben Sie an Ahnungen? Glauben Sie, daß es Momente giebt, in denen der Schleier, der die Zukunft vor unserem Blicke verhüllt, zerreißt, und wir das Kommende so deutlich vor uns sehen, als fände es eben statt, und als wären wir darin handelnde Personen?

Ich wollte antworten, doch er ließ mich nicht zu Worte kommen.

Halten Sie mich nicht für abergläubisch, fuhr er fort. Ebensogut wie Sie weiß ich, daß in der Welt, in der wir leben, Alles einem unabänderlichen Naturgesetz unterworfen ist, und daß nichts geschieht, was nicht in diesem begründet wäre oder sich aus demselben erklären ließe. Was ich erzähle, hat sich aber trotzdem wirklich ereignet. Meine Großmutter, Amelie de Lorme, ist die Hauptperson meiner Erzählung .... eine bejahrte Dame, die, wie mein Vater mir oft erzählte, mit einem für ihr Geschlecht außergewöhnlichen Wissen einen kalten, nüchternen Verstand vereinigte, der allein schon die Möglichkeit ausschloß, daß es sich im vorliegenden Falle um ein Produkt aufgeregter Phantasie handelte, wenn nicht noch überdies die Folge das von ihr als Vision Gesehene bestätigt hätte. Es war in einer herrlichen, mondhellen Juninacht des genannten Jahres. Mein Großvater war von seinem in der Normandie gelegenen Schloß nach Paris gereist, um dort eine Erbschaftsangelegenheit zu ordnen, und meine Großmutter war allein zurückgeblieben. Ein Brief ihres Gatten hatte sie benachrichtigt, daß er an diesem Tage im Schlosse einzutreffen gedenke, aber es war Abend geworden, ohne daß er ankam. Eine Stunde nach der anderen war vergangen, und meine Großmutter, welche zu fürchten begann, daß meinem Großvater ein Unfall zugestoßen sei, der seine Heimkehr verzögerte, hatte ihm mehrere Diener zu Pferde entgegengesandt und hatte beschlossen, wach zu bleiben, bis er käme oder die Diener Nachricht brächten. Sie saß allein bei einer Lampe in dem großen, alterthümlichen Speisesaal, in dem noch der Tisch für den Erwarteten gedeckt stand, und las. Ein Fenster stand offen, und ein leichter, erfrischender Nachtwind trug den Blumenduft aus dem Garten herauf. Die Lampe vermochte zwar den großen Saal nicht in allen seinen Theilen zu erhellen, aber das Mondlicht, das durch die Fenster ungehinderten Eingang fand, ließ auch die vom Sitz meiner Großmutter entfernteren Gegenstände fast so deutlich erkennen wie am Tage.

Mein Reisegefährte schwieg. Einige Secunden starrte er wieder vor sich hin.

Bitte, fahren Sie fort, sagte ich. Ihre Erzählung beginnt, mich zu interessiren.

Er schnippte die Asche von seiner Cigarre fort. Bei der aufblitzenden Gluth der Cigarre sah ich, wie ein mattes Lächeln um seine Lippen spielte.

Meine Erzählung, sagte er, beginnt nun schauerlich zu werden. Ich muß hier bemerken, daß an den Wänden des Speisesaales die lebensgroßen Bilder meiner Ahnen hingen. Einer derselben, der im sechsten Jahrhundert gelebt, war Cardinal gewesen. Fanatischer Katholik, begeistert für seinen Glauben, war er ein erbitterter Gegner der Anhänger der reformirten Lehre, und hat in den Religionskriegen, welche Frankreich damals zerfleischten, eine hervorragende Rolle gespielt. Sein Ende war ein tragisches. Der Dolch eines Meuchelmörders traf ihn, als er eines Sonntags nach celebrirtem Hochamt aus seiner Kathedrale trat, und wenige Minuten später war mein Ahn eine Leiche. Sein Bild, das ihn in der blutrothen Tracht der Cardinäle darstellte, hing dem Sitze meiner Großmutter gerade gegenüber. Als sie von dem Buch, in dem sie las, aufblickte, weil sie glaubte, ein Geräusch vernommen zu haben, streifte ihr Blick das Bild des Cardinals.

Und sie sah, wie das Bild sich bewegte! rief ich. Ich fange an zu errathen, welche Rolle der Cardinal in Ihrer Geistergeschichte spielt.

Sie irren, erwiderte der Fremde in fast strengem Ton. Das Bild bewegte sich nicht, es rollte nicht die Augen, es winkte meiner Großmutter nicht zu — es that nichts von dem, was sie vielleicht vermuthen.

Was sah also Ihre Großmutter? fragte ich gespannt.

Ich habe schon erwähnt, antwortete der Fremde, daß ich nicht abergläubisch bin. Hier muß ich Sie daran erinnern, damit Sie nicht glauben, ich erzähle Ihnen ein Mährchen. Hören Sie also!

Der Fremde fuhr fort:

Als meine Großmutter zu dem Bilde ihres Ahnherrn emporblickte, da war es ihr plötzlich, als breite sich ein leichter Nebelflor zwischen ihr und dem Bilde aus. Sie glaubte zu sehen, daß die Wand neben dem Bilde sich öffne, und wie durch ein hohes Bogenfenster blickte sie hinaus auf einen weiten Platz, auf dem sich Kopf an Kopf eine wilde, erregte Menschenmenge drängte. Im Hintergrund, durch Reihen von Soldaten von der Menschenmenge getrennt, gewahrte sie ein eigenthümliches Holzgerüst, zu welchem eine Treppe emporführte. Es war die Guillotine, und im nächsten Moment sah meine Großmutter einen Mann die Treppe emporsteigen, den sie sofort erkannte, denn es war König Ludwig XVI. Samson, der Henker, nahm ihn oben in Empfang, und dann ging Alles so vor sich, wie sie es ja gewiß unzählige Mal schon in Geschichtsbüchern gelesen haben. Das Beil blitzte durch die Luft, und das Haupt des unglücklichen Königs rollte auf das Schaffot.

Vergessen Sie nicht, wandte sich der Fremde an mich, daß meine Großmutter dies im Jahre 1788 sah und es am nächsten Tage meinem Großvater erzählte, also mehr als vier Jahre vor der Hinrichtung Ludwigs XIV., zu einer Zeit, in der noch Niemand eine solche Eventualität für möglich hielt. Meine Großmutter hatte starr vor Entsetzen das blutige Schauspiel mit angesehen, als aber das Haupt fiel, und der Henker es dann mit den Worten: „das ist das Haupt Louis Capet's!" dem Volke zeigte, wollte sie aufspringen und um Hülfe rufen. Doch sie war außer Stande, sich zu bewegen; ihre Glieder waren wie in Fesseln geschlagen, und ihre Zunge versagte ihr den Dienst. Zugleich hörte sie neben sich eine Stimme, die ihr zuflüsterte:

„Warten Sie doch! Das Drama ist noch nicht zu Ende!"

Und es war in der That noch nicht zu Ende. Schaarenweis erschienen die Opfer auf dem Schaffot, und meine Großmutter sah noch gar manches Haupt fallen, dessen Züge ihr bekannt waren. Zum Schluß schleppten die Henkersknechte eine alte Frau hinauf, die am Fuße der Treppe ohnmächtig zusammengesunken war. In dieser alten Frau erkannte meine Großmutter ... sich selbst ...

Schon seit einer geraumen Weile hörte ich der Erzählung des Fremden mit eigenthümlichen Empfindungen zu. Hatte der Mann es auf einen Scherz abgesehen? Oder war er verrückt? Oder erzählte er eine Begebenheit, die wirklich stattgefunden und, da später Alles sich so ereignete, wie die alte Frau es in ihrer Vision vorausgesehen, den Beweis lieferte, daß der Glaube an eine uns unsichtbare Geisterwelt und an die Möglichkeit, den Schleier zu lüften, welcher die Zukunft verhüllt, doch nicht in's Reich der Phantome und Hirngespinste gehört?

Zum Scherzen schien der Mann nicht aufgelegt zu sein; der Ton, in dem er erzählte, widersprach zu sehr einer solchen Annahme. Ebenso wenig aber konnte ich ihn für verrückt halten. Es blieb also nur die dritte Möglichkeit ...

Der Fremde schien meine Gedanken errathen zu haben.

Wenn ich nicht wüßte, sagte er, daß alle diese Begebenheiten mehrere Jahre, bevor sie wirklich stattgefunden, gesehen wurden, würde auch ich die Erzählung für eine Erfindung halten. Nochmals muß ich sie daher versichern, daß meine Großmutter Alles genau so, wie ich es erzähle, ihrem Gatten schon am Tag nach der Vision erzählte .... im Juni des Jahres 1788. Die Folge hat bewiesen, daß sie recht gesehen, denn an demselben Tage, an dem das Haupt Ludwigs XVI. fiel, mußte auch sie das Schaffot besteigen. Sie war auf der Flucht nach Deutschland von ihrem Gatten und ihren Kindern getrennt worden, wurde festgenommen, nach Paris gebracht und zum Tode verurtheilt. Die Henkersknechte mußten sie auf das Schaffot tragen, denn am Fuße desselben verließen sie ihre Kräfte, und sie sank zu Boden .... Alles genau so, wie sie es in der Vision gesehen hatte.

Der Morgen naht. Es wird kühl, unterbrach sich der Fremde. Wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, will ich das Fenster schließen.

Da ich zustimmte, schloß er das Wagenfenster, das ich geöffnet hatte, um durch die frische Nachtluft ihn aufzumuntern, als er wie betäubt aus dem Schlafe erwacht war.

Sie rauchen nicht? fragte er plötzlich. Ihre Cigarre ist erloschen. Darf ich Ihnen eine von meinen anbieten? Aechte Havana ....

Ich nahm eine der Cigarren, die er mir bot, und nachdem ich sie an seiner in Brand gesteckt, nahm er seine Erzählung wieder auf.

Nur ungern erzähle ich die nun folgende Scene, begann er, denn sie ist es, die seit Jahren mein Leben umdüstert und mich theilnahmlos gegen alle Freude macht. Als meine Großmutter nach einiger Zeit, nachdem sie sich von ihrem Schrecken erholt, den Blick wieder zu der Wand erhob, hatte sich die Scene geändert. Sie sah nicht mehr das Schaffot vor sich, der blutgetränkte Platz mit den fanatisirten Menschenmassen war verschwunden, und vor ihr

DEFECTIVE PAGE